

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 35 (1959-1960)
Heft: 3

Artikel: Wir haben Sirenen singen gehört, aber...
Autor: Joss, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073326>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

WIR HABEN
SIRENEN
SINGEN
GEHÖRT,
ABER...



Von Karl Joss, Bern

Die «Schweizerische Gesellschaft für Meeresforschung», eine kleine Interessengemeinschaft, die sich hauptsächlich aus Biologen zusammensetzt, hat in den letzten Jahren unter der Leitung des Verfassers mehrere Fang-, Jagd- und Filmexpeditionen nach Afrika durchgeführt. Hier erzählt Karl Joss, wie er zu dem ausgefallenen Beruf eines Forschungsreisenden gekommen ist und von den erstaunlichen Geschehnissen, in die ein Reisender seiner Art auch heute noch verwickelt werden kann. F. H.

Seit meiner frühesten Jugend galt mein Hauptinteresse fremden Tieren. Mit meinen Eltern verbrachte ich oft die Ferien am Meer. Fauna

und Flora des Meeres lockten mich schon damals ungemein. Mit magischer Kraft zog mich alles an, was im Wasser verborgen lag. Mein Vater, von Beruf Kinderarzt, ließ mir an einem Boot den Boden teilweise entfernen und dort Glas einkitten. Durch dieses Unterwasserfenster konnte ich wunderbar und so lange ich wollte Lebewesen und Pflanzenwelt des Meeresgrundes betrachten. Fasziniert lag ich stundenlang im Boot und staunte über die Wunderwelt unter mir.

Nach dem Besuch des freien Gymnasiums absolvierte ich die Handelsschule. Es kam die Dienstzeit als Rekrut. Danach wollte der Va-

Foto: David K. Ross

Christbäume am Limmatquai, Zürich

ter, daß ich Arzt werden solle. Ich fühlte mich dazu aber keineswegs berufen und weigerte mich, weiter zu studieren. Deshalb gab es daheim einen Mordskrach, und ich lief davon, Mein «Steckgring» trieb mich fort, fort, so weit wie möglich. So kam ich schließlich mit einem Freund zusammen bis nach Nordafrika.

Mitten im grossen Abenteuer

Das war im Jahre 1935 gewesen. In Marokko wollte es dann der Zufall, daß ich einen Tierfänger von Hagenbeck kennenlernte. Als dieser mein großes Interesse für den Tierfang bemerkte, lud er uns kurzerhand ein, mit seiner Expedition in der Gegend des Tschadsees Löwen zu fangen.

Mein Herz tat einen Luftsprung, ich sagte zu und – schon stand ich mitten im großen Abenteuer. Hand in Hand mit dem Tierfang drehte Buck Jones damals den berühmten Tierfilm «Bring sie lebend heim».

So kam es, daß ich den Fang wilder Tiere gleich von Grund auf lernen konnte. Der Film durchlief später die ganze Welt, weshalb es sich erübrigt, auf Einzelheiten einzugehen.

Eines der ersten kleinen Abenteuer ist mir noch gut in Erinnerung. Deutsche Teilnehmer der Expedition hatten drei Ferkel mitgebracht. Sie beabsichtigten, diese am Neujahr zur Feier des Tages zu schlachten. Eines der Tiere war aber unterwegs eingegangen. Die zwei andern hatten sich inzwischen bereits zu stattlichen Schweinen entwickelt und männiglich lief bei deren Betrachtung und beim Gedanken an das bevorstehende Festmahl das Wasser im Munde zusammen.

Eines Morgens hörten wir einen schwarzen Boy schreien: «Da-ah-la Da-ah-la!» – was soviel bedeutet wie: «chömet lueget, chömet lueget!»

Alles lief zusammen. Was war los? Im Schweinezwinger befand sich eine Riesenschlange. Es war eine ungiftige Python. Ihr Leib war an einer Stelle so fürchterlich aufgeblasen, wie wenn sie ein Bierfaß verschluckt hätte. Eine Sau fehlte. Kein Zweifel, sie war drin, in der Schlange nämlich, verschluckt, hinuntergewürgt. Zwischen den Gitterstäben war die Schlange vorher mühelos durchgekommen. Der Riesenknoten jedoch, den das ver-

speiste Schwein nun bildete, wurde ihr zum Verhängnis. Sie konnte nicht mehr hinaus und hatte sich buchstäblich selbst gefangen. Die Python wurde auf der Stelle erschossen. Sie erhielt einen Kopfschuß, um die ziemlich teure Haut nicht zu beschädigen. Dann schlitzten wir der Schlange den Leib auf und operierten die Sau heraus. Sie war noch ganz. Weil uns das gute Fleisch reute, wurde es gekocht. Es mochte aber niemand davon essen, es war durch die beginnende Verdauung schon unansehnlich geworden und schmeckte komisch. Die Expedition dauerte sechs Monate.

Zwischenspiel

Wieder daheim, söhnte ich mich mit Papa aus. Nach Kriegsbeginn mußte ich mich nach einer andern Tätigkeit umsehen. Mein Vater inspirierte mich, eine Zeitschrift über Kinderpflege herauszugeben, weil nichts entsprechendes mehr aus Deutschland in die Schweiz hereinkam. Er, sowie Pharmazeutische- und Nahrungsmittelfabriken leisteten die wissenschaftlichen Beiträge. Zwischen den Redaktionszeiten konnte ich mich wieder meinem Hobby, dem Tierfang, hingeben. Ich fing anfänglich in Afrika für zoologische Gärten und Aquarien kleinere Tiere wie Chamäleons, Affen, Gazellen, Springböcke und so weiter.

Einmal hatte ich das Glück, unterhalb Triest in der Adria einen jungen Blauhai – auch Menschenhai genannt – den gefährlichsten seiner Art, zu fangen. Kurz zuvor war dort in der Nähe eine junge Zürcher Lehrerin von einem solchen Raubfisch zerrissen worden. Ich brachte den Hai lebend nach Deutschland und verkaufte ihn dem größten Aquariumsgeschäft Gaschker in Leipzig. Dieser Handel erwies sich als dermaßen lukrativ, daß ich mich vollständig auf Fischfang umstellte. Der Blauhai hatte mir etwas über tausend Franken eingetragen.

In der Folge eröffnete ich an der Gerechtigkeitsgasse in Bern mit einem Kollegen zusammen das erste und einzige Meer-Aquarium der Schweiz. Das Geschäft florierte anfänglich ganz vorzüglich. Wir hatten pro Woche an die tausend Eintritte zu verzeichnen. Ich holte alle vierzehn Tage neue Tiere im Mittelmeer und an der Adria. Allmählich schwand dann aber das Interesse mehr und mehr, und mein Partner, der das Aquarium zunächst noch allein weiterführte, mußte es schließlich doch aufgeben.

Foto: Arnold Odermatt
Katersilhouette

Ich ließ mich durch diesen Fehlschlag keineswegs entmutigen, und bald erhielt ich neuen Auftrieb. Durch Radiovorträge und Presseartikel war ich unterdessen etwas bekannt geworden. Auf einmal kamen Anfragen und Aufträge von Großunternehmen der Uhren-, Lebensmittel-, Foto-, Zeltbau- und andern Branchen. Man bot mir Produkte zum Ausprobieren und Testen an. Ein Fabrikant von Kraftnahrung spendete außerdem eine namhafte Summe für eine Expedition. Andere Firmen folgten mit Beiträgen.

So entstand mein erster selbständiger Film, mit rund anderthalb Stunden Spieldauer, betitelt «Jagd auf den Hai, und Korallen und Fische im Roten Meer.» Er wurde in den Kinos gezeigt. Zur Zeit läuft ein Teil davon in der Propaganda-Television der USA. Aber der Film machte sich nicht bezahlt. Die Einnahmen deckten die Unkosten bei weitem nicht. Schuld daran trug zum Teil der Operateur, ein Österreicher, der manche interessante Szene, die sich nicht wiederholen ließ, verkachelte. Als nachteilig erwies sich auch, daß der Film schwarz/weiß und nicht farbig war.

Hindernisse vor dem Start

Bis heute habe ich 28 Expeditionen unternommen. Ich spreche Deutsch, Französisch, Englisch und kann mich in verschiedenen arabischen Dialekten unterhalten. Die Expeditionen sind weit weniger aufreibend als die Vorbereitungen. Es ist für den Laien unvorstellbar, was hierzu alles gehört. Neben Zahnwehpulver und Harpunen zum Haifang, von der Stecknadel zum Expeditionsschiff, zu Impfschein und Visa hinzu, braucht es Tausende von Sachen und Säckelchen, von denen jedes einzelne unter Umständen lebenswichtig sein kann. Nicht zuletzt gilt es an die Tauschartikel zu denken. Für alle diese Dinge bin ich persönlich verantwortlich und muß das meiste auch selber besorgen. Eine Expedition erfordert daher zwangsläufig eine lange Vorbereitungszeit.

Die Finanzierung ist ein großes Problem für sich. Den Großunternehmern stehen für Expeditionen in die Tropen meistens Millionen zur Verfügung. Sie werden mit entsprechendem Aufwand unternommen. Ich arbeite mit den einfachsten Mitteln und unter vielen Entbehrungen. Für eine Expedition, beispielsweise ans Rote Meer, muß ich mit einem Kostenaufwand von rund hundertundzwanzigtausend Franken

rechnen. Als Begleiter und Hilfskräfte kommen in der Regel drei oder vier Freiwillige mit, sei es zu Studienzwecken oder ferienhalber. Diese zahlen einen angemessenen Beitrag an den Unterhalt. Wird ein Schiff benötigt, braucht es die Bedienungsmannschaft dazu. An Ort und Stelle werden zwei bis drei eingeborene Hilfskräfte engagiert.

Es ist unglaublich, was für Hindernisse mir manchmal bei einer Expedition in den Weg gelegt werden. Weniger von seiten der Behörden als von Privatpersonen. Unzählige Male bin ich schon bezichtigt worden, Gegenstände, die mir zum Ausprobieren oder Testen übergeben wurden, veruntreut zu haben. Das liegt in der Natur der Sache. Ich bekomme zum Beispiel von einer Uhrenfabrik eine Anzahl Taucheruhren oder solche, deren Verhalten im Meer und tropischem Klima zu prüfen ist. In der Regel kann ich diese Uhren wie auch andere Gegenstände nachher behalten. Da ich aber persönlich nur für eine Uhr Verwendung habe, tausche ich die überzähligen gegen ebenfalls dringend benötigte andere Artikel ein. Das heißt, ich sichere der betreffenden Person oder dem Geschäft, von dem ich die zusätzlich benötigten Gegenstände erhalte, zu, daß eine Uhr (oder eben ein anderer Artikel) nach erfolgter Expedition in seinen Besitz übergehen werde. Kann dann die Expedition nicht zur festgesetzten Zeit gestartet werden, wird öfters irgendein Spender mißtrauisch und geht zur Polizei. Diese stellt natürlich jedesmal eine Untersuchung an, wobei selten zu umgehen ist, daß die meisten meiner Geldgeber und Gönner über das Warum, Weshalb und Wozu eingehend befragt werden. Und nicht selten werden dann diese mißtrauisch und verweigern einen bereits zugesicherten Beitrag. In der Folge muß ich versuchen, für das mir Entgangene wieder anderswo etwas einzubringen. So verliere ich jedesmal unerhört viel kostbare Zeit.

Bei Unternehmen dieser Art steht man daher buchstäblich immer mit einem Fuß im Zuchthaus und mit dem andern im Grab. Es kann nicht verwundern, wenn einem manchmal die Nerven etwas durchgehen. Bei jeder Expedition habe ich mir geschworen, es sei die letzte.

Tauschartikel, die von den farbigen Völkern Afrikas auch heute im Zeitalter der Emanzipation noch immer begehrt werden, sind für Frauen: Zahnpasta, bunte Stoffe in möglichst schreienden Farben und bunte Glasperlen, für Männer: Fotoapparate und Schuß- und Stich-

waffen. Mit Fotoapparaten können sie zwar kaum umgehen; was sie aber nicht hindert, das ganze Leben lang damit herumzulaufen. Gegen diese Waren kann man bei ihnen praktisch alles einhandeln, was sie zu verkaufen haben. An erster Stelle steht dabei natürlich der Proviant.

Die Arbeit auf einer solchen Expedition ist interessant, aber sehr anstrengend und kräfteverbrauchend. Tagelang ist oft nicht an Schlaf zu denken. Beim Fang von Meertieren kann man keine Unterbrüche einschalten, wenn man sie lebend heimbringen will. Sonst gehen sie zugrunde, und alles war umsonst. Mancher meiner Begleiter hat dabei schlapp gemacht. Kräftige Nahrung ist deshalb eine Grundbedingung. Außer Konserven kann man von hier in die Tropen nicht viel mitnehmen. An Ort und Stelle tauscht man frische Früchte ein, auch Fleisch. Ausgezeichnete Erfahrung haben wir mit einem Kraftmittel in Pulverform gemacht. Namentlich wenn viel Taucharbeit geleistet werden mußte. Natürlich sind am Meer frische Fische fast täglich auf dem Menu.

Eigenartig erging es uns am Roten Meer. Lange Zeit konnten wir dort keine Fische essen. Sie haben dort so schöne und bunte Farben, daß es uns anfänglich einfach leid tat, sie zu verspeisen. Mit der Zeit gewöhnten wir uns aber auch daran.

Die Sirenen

Die Sirene ist wohl eines der ältesten Fabelgeschöpfe, das sein Dasein wirklichen Lebewesen verdankt. Wer kennt die Sirenen nicht aus der Odyssee? Schon im Altertum waren sie berühmt und berüchtigt. Man sprach ihnen nach, Männer durch ihren betörenden Gesang ins Meer zu locken. Unter Sirenen stellt man sich ein Wesen vor, halb Weib, halb Fisch, eine Frau mit einem Fischeschwanz anstelle der Beine. Das Wesen, das man heute als Sirene bezeichnet, ist ein Säugetier, die Seekuh, auch Meerfrau und in der Fachsprache Dugongdugong genannt. Es ist eines der noch am wenigsten erforschten Tiere.

Von einer Universität erhielt ich den Auftrag, das Gehirn einer Seekuh zu beschaffen, weil noch keines in einwandfreiem Zustande konserviert werden konnte. Das Gehirn der Seekuh ist im Gegensatz zu jenem des Elefanten auf frühtertärer Stufe zurückgeblieben und daher für die Forschung von größtem In-

VEXIERBILD AUS DER JAHRHUNDERTWENDE



Wo ist der Gast?

teresse. Die Seekuh wird über drei Meter lang und kann eine Tonne wiegen. Das Weibchen, das zweifellos die Ursache aller Sagen um dieses Tier bildet, hat oft richtige Brüste wie eine Frau und soll außerdem ziemlich lange Kopfhare haben. Es säugt sein Junges wie eine Frau an der Brust.

Meine Hauptaufgabe erblickte ich darin, die mir bekannten Schlupfwinkel der Sirenen am Roten Meer aufzusuchen und die seltenen Tiere an Ort und Stelle zu beobachten, zu filmen und wenn möglich eines lebend zu fangen. Eine lebende Sirene bekam ich jedoch bis heute leider nicht zu Gesicht. Nächte- und wochenlang lagen wir bei jedem Wetter auf der Pirsch. Nie zeigte sich eine.

Aber eines Nachts hörten wir wenigstens ihren Gesang. Er hatte nicht die Spur des Wunderbaren, Verlockenden, das nach den Schilderungen Homers zu erwarten gewesen wäre. Im Gegenteil, es war ein mißtönendes, grunzen-

ähnliches Brüllen, vermischt mit Wimmern wie von Kleinkindern. Das letztere mochte wohl von Jungtieren herrühren.

Ein Teilerfolg stellte sich dann doch noch ein. Eines Tages fanden wir am Strande eine angeschwemmte Sirene. Leider war sie tot. Es handelte sich um ein männliches Prachtsexemplar von 3,20 Meter Länge. Der Kopf war leicht behaart, der Körper ziemlich plump und aus dem Mund ragten zwei lange Zähne, ähnlich wie bei einem Walroß. Der Körper endete, beinahe elegant, in eine große Schwanzflosse aus.

Diese Tiere sind Vegetarier. Sie halten sich tagsüber in Unterwasserhöhlen auf. Es gibt ihre Art hauptsächlich im Roten Meer und im Indischen Ozean. Eine kleinere Art soll im Amazonas-Delta heimisch sein.

Sichere Angaben über das Wesen der Sirenen lieferte bis heute der Leiter der biologischen Marinestation AL Ghardaqa, Dr. Hamed Af Gohar, in dessen Haus ich rund zwei Monate wohnte. Er hat wohl an die zehn solcher Sirenen seziert. Al Ghardaqa war auch das Ziel unserer damaligen Expedition gewesen. Es liegt nahe dem Golf von Suez an der Südküste des Roten Meeres.

Trübe Erfahrung mit Haifischen

Der gefährlichste aller Haifischarten ist wohl der Blau- oder Menschenhai. Der Forscher Dr. Hass zum Beispiel behauptete allerdings, der Blauhai greife den Menschen nicht an. Er korrigierte seine Ansicht später, indem er die Haie des Roten Meeres als angriffiger bezeichnete als die andern. Das Verhalten der Haie an Ort und Stelle zu erforschen, bildete einen Teil meines Programmes.

Wir haben den Blauhai in der Folge gejagt, gefilmt und gefangen. Ich erhielt untrügliche Beweise, daß er den Menschen angreift. Den Vorfall mit der Lehrerin in Triest habe ich bereits erzählt. Ein andermal erlebte ich in Dakar, an der Westküste Afrikas, wie ein Hai eine Negerin in brusttiefem Wasser und in Ufernähe angriff. Mit einem Biß riß er ihr Gesäß weg und mit einem zweiten das Fleisch von einem Bein. Trotz sofortiger ärztlicher Hilfe war keine Rettung mehr möglich. Von diesen Verletzungen besitze ich Fotos.

Den Spieß umgedreht hatte einmal ein Hai im Roten Meer. Einer meiner Boys kam dabei auf nicht alltägliche Art ums Leben. Er fuhr

nächtlicherweile allein mit einem Boot auf Haifang. Nachdem lange Zeit keiner anbiß, wurde er müde und legte sich hin. Die Angelleine band er um ein Bein, um, falls doch noch einer anbeißen würde, zu erwachen. Es biß einer an. Dieser Hai muß wohl intelligenter gewesen sein als die andern, denn er stellte fest, daß nicht nur er an der Leine hing, sondern auch der Neger, der ihn zu fangen beabsichtigte. Nun kommt es darauf an, wer wen fängt, wird er sich dabei gedacht haben, und sogleich drehte er den Spieß um und zog so kräftig, daß er den Mann kurzerhand aus dem Boot ins Wasser beförderte. Diesmal war er der Stärkere gewesen. Wir fanden von unserem armen Boy auf dem Wasser schwimmend nur noch den Turban und Kleiderfetzen.

Sein Verwandter, der ebenfalls bei uns arbeitete, schwamm trotzdem quitschfidel in der Bucht herum. Er behauptete, die Haie würden ihn nicht anfallen, weil er schwärzer sei als sein Vetter. Jener sei eine Nüance zu hell gewesen, daher hätten ihn die Haie verspeist.

Ich verlor auch ein weißes Mitglied der Expedition durch die Haie, einen jungen französischen Studenten, einen ausgezeichneten Taucher und Schwimmer. Wir konnten ihn nur noch als schwer verstümmelten Leichnam bergen. Man kann den Hai nur von unten harpunieren. Die übrige Haut ist zäh wie Leder und die Harpune gleitet dort ab wie auf Gummi. Der ums Leben gekommene Franzose machte den Fehler, einen Hai von der Seite mit der Harpune anzugreifen. Das wurde ihm zum Verhängnis. Der Blauhai kann, entgegen anderer Ansicht, einen Menschen nicht ganz verschlingen. Dazu ist sein Maul zu klein. Er selbst wird ja nur 2,50 bis 3 Meter lang. Er reißt dem Menschen das Fleisch stückweise vom Leibe und verschlingt es. Ich habe das zu oft miterlebt.

Rollschuhe und Regenschirme am Roten Meer

In der Gegend von Stafaga zieht sich die Piste der Shell Co. durch die Wüste. Dort regnet es nur alle acht Jahre. In diesem Rhythmus wird auch die Piste gewalzt und mit Rohöl übergossen. Dieses bindet sich mit dem Sand zu einem festen Belag. Wir benützten diese Piste, um eine Tagereise weit Wasser zu holen. Da wir über keine Motorfahrzeuge verfügten, sann ich über ein nützliches Transportmittel nach

und kam – auf Rollschuhe. Ich rüstete meine Boys mit Rollschuhen aus, und siehe – sie konnten damit sechs Stunden einsparen. Weil der Küste entlang ständig starker Wind weht, verfiel ich auf eine weitere nützliche «Erfindung». Die Rollerboys mußten Regenschirme mitnehmen und als Segel benützen. Sie faßten darauf das Wasserholen als Sport auf und freuten sich darauf jedesmal wie die Kinder. Man sagt, daß es seither am Roten Meer viel mehr Regenschirme gäbe.

Als Pseudo-Chirurg komme ich zu Schweizerbrot

Das in Ostafrika hergestellte Brot entspricht der Größe nach einem unserer Zweipfünder, dem Gewicht nach 35 Gramm und dem Inhalt nach – Luft. Es besteht nämlich nur aus einer aufgeblasenen, gebackenen Rinde. Innen ist es hohl. Es wird auch etwa wie eine Pastete gefüllt, zum Beispiel mit «Kus-kus», dem weltberühmten, ausgezeichneten gemischten Fleischgericht.

In Hurghada befindet sich eine Shellstation. Es war einer meiner Etappenorte. Dort traf ich einen etwa neunjährigen Berberbub an. Er kam zu uns mit einer schrecklichen, schon fast in Brand übergegangenen Fußwunde. Ein großes Stück der Fußsohle hing in einem Lappen herunter. Die Wunde war ganz schwarz. Auf die Frage, ob denn niemand diese Wunde behandle, erzählte der Kleine, er müsse heute auf die Station, man wolle ihm den Fuß amputieren.

Das schien mir nun doch etwas zu weit gegangen. Ich untersuchte die Wunde genauer. Darauf gab ich ihm eine Morphiumspritze. Der Knabe schlief ein. Nun schnitt ich den halbverfaulten Fleischlappen weg, reinigte die Wunde und verband sie richtig. Und siehe, diese Maßnahme, im Verein mit der Roßnatur des Eingebornen, erwies sich als erfolgreich. Der Vater des Kleinen war Bäcker. Zum Dank für die Heilung seines Bubens überraschte er mich eines Tages mit einem Weißbrot, wie wir es in der Schweiz kaufen. Dafür hatte er bestimmt eine Wochen-Mehlration einer zwölfköpfigen Familie verwenden müssen. Es war eine höchst angenehme Abwechslung, nachdem wir wochenlang die harte Rinde des Afrikabrottes verzehrt hatten. Mehl ist in jenen Gegenden selten, weil dort kein Getreide gepflanzt wird.

Missgeschick über Missgeschick

Die Expedition zum Roten Meer vom Jahre 1954 war so etwas wie ein Hindernisrennen. Alles war bis ins kleinste Detail vorbereitet. In Marseille hatte ich die Motorsegeljacht «Skiyd» gechartert, auf Kosten der Expedition seetüchtig gemacht und Brennstoff aufgefüllt. Die Lebensmittel befanden sich zum größten Teil bereits an Bord und alles schien in bester Ordnung.

Doch da stellte sich heraus, daß Lebensmittel, Instrumente und Bargeld verschwunden waren. Gestohlen, auf nimmer Wiedersehen. Der verantwortliche Skipper Jones, der ohne jeden Zweifel selbst der Dieb war, lächelte süß und zuckte die Schultern. Weil er Engländer und auf dem Schiff nach Seerecht exterritorial war, konnte er nicht belangt werden. Nach anfänglich trostloser Lage lernte ich an Ort und Stelle im rechten Moment noch einen andern Skipper kennen, einen alten, englischen Seebären. Sein Schiff, die «Thistle», war schon ein etwas altes «Mädchen». Sie hatte 60 Brt. und schien für unsern Zweck geeignet. Wolff, so hieß der Besitzer, war bereit, für uns zu «segeln». Die «Thistle» war schlank, 25 m lang und 4 m breit, besaß einen 100 PS Dieselmotor, zwei Hilfssegel und «rannte ihre 7 bis 8 Knoten in der Stunde. Auch dieses Schiff mußte erst noch überholt werden und das kostete neuerdings Zeit und Geld.

Au revoir, Marseille hieß es endlich eines Tages und die «Thistle» brummte vergnügt aus dem Hafen, immer der Küste nach, Richtung Riviera. Die Mannschaft versah abwechselungsweise drei Stunden Dienst am Steuer. Die Neulinge hatte ich angelernt. Im offenen Meer wurde vorn ein Lookout (Auslugposten) ausgestellt. Schon bald darauf meldete einer der frisch gebackenen Matrosen, Lichter voraus. Ich mußte lachen. Es waren Sterne, die am Horizont in der Dämmerung auftauchten. Sie schienen auf dem Wasser zu schwimmen; der Eindruck des Neulings auf dem Meer. Unser Kurs ging der Côte d'Azur entlang über Korsika, Sizilien und Lybien.

Vor Sizilien gab es nachts einen Kaminbrand. Das in Marseille getankte Öl war schlecht und verrußte die Maschinen komplett. Der Motor fing an zu spuken. Zeitweilig arbeiteten nur drei Zylinder. In Messina mußte daher eine Reparatur vorgenommen werden. Die Öl- und Wassertanks wurden aufgefüllt. Süßwasser ist

das wichtigste Lebensmittel in den wasserlosen Gegenden, die wir aufsuchen wollten. In Messina bekam es einer unserer Teilnehmer mit der Angst zu tun und verließ uns. Mamma mia, war es schwierig, Ersatz zu finden. Schließlich gelang aber auch das, und der junge Italiener Constantino kam an Bord.

Von da an herrschte ständig Sturm, und er legte sich auch nicht, als wir über Kreta der afrikanischen Küste zu gondelten. Der Motor soff eine Menge Brennstoff zuviel und der Kapitän, wie wir feststellten, Alkohol. Dem letztern konnten wir das abstellen, dem Motor aber war nicht zu helfen. Der Ölvorrat schwand beängstigend schnell.

In der Nacht rief uns der Maschinist: «Un Zylindro è tanto rosso e la Machina fa tanto rumore!» Die Maschine wurde sofort gestoppt, damit der glühende Zylinder sich abkühle, und wir setzten ein Notsegel. Trotz Sturm und von Welle zu Welle hüpfendem Boot mußte repariert werden.

Nach Stunden mühevoller Arbeit, vielen Brandblasen und Schürfwunden an Händen und Armen war das Werk vollbracht. Wir wollten gerade wieder einmal richtig aufatmen, als der Kamin zu brennen anfang. Wir setzten die Hilfsmaschine mit der Pumpe in Aktion, und nur knapp konnte ein Schiffsbrand verhütet werden. Zu allem Überfluß entdeckte der Kapitän, daß das Log verlorengegangen war. Das Log dient zur Messung der Fahrgeschwindigkeit und besteht aus einer Leine, an deren einem Ende ein kleiner Propeller und am andern der Geschwindigkeitsanzeiger befestigt ist. Der Propeller wird am Heck ins Wasser geworfen und dreht sich je nach Lauf des Schiffes mitsamt der Leine schneller oder langsamer. Nun war es spurlos verschwunden. Der Kapitän war indessen selber schuld. Er hatte am Heck eine lange Trosse (dickes Seil) ausgeworfen, um das Schlingern des Schiffes um die Längsachse zu mildern. Dabei hatte er das Log abgerissen.

In Seenot

Plötzlich schien mir, unser Kahn liege träger im Wasser und tiefer als vorher. Ich meldete es dem Kapitän. Bleich und erschreckt tauchte er nach einer Besichtigung des Innern wieder auf. Die Kabinen standen bereits unter Wasser. Unverzüglich wurde wieder die Pumpe in Gang gebracht und von Hand tüchtig nachgeholfen. Unter großer Anstrengung brachten

wir das Wasser wieder aus dem Rumpf. Die Dichtung bei der Durchführung der Scheibenwelle durch die Schiffswand hatte sich gelockert. Ein Strahl Wasser drang herein. Wieder wurde der Schaden repariert.

Bei Kontrolle der Öltanks stellten wir jetzt eine beunruhigende Leere fest. Es war nur noch für wenige Stunden Brennstoff vorhanden. Endlich, endlich, kam die afrikanische Küste in Sicht. Klippen tauchten auf. Es kam die Dämmerung und schon war es Nacht. Bereits funkelten auch wieder die Sterne. Von diesen unterschied sich auf einmal ein anderes Licht. Es tauchte auf, verschwand, kam wieder und daneben zeigten sich weitere Lichter. Eine größere Siedlung.

Da sich auf unser Sirenengeheul kein Lotse meldete, mußten wir den mit Signallichtern versehenen Schwimbojen nachfahren und landeten schließlich – in Marsa-Matruh.

Hinlegen, schlafen, war eins. Nach Tagen der Ruhe stach die «Thistle» wiederum in See, Richtung Ägypten. Sie schlug den Weg nach Port Said ein und der Kapitän der letzten Flasche den Hals ab. Wir landeten dann nicht im Suezkanal, wie vorgesehen, der Kapitän hatte sich verrechnet, aber doch nicht weit daneben, nur etwa 50 km.

Das dicke Ende kam nun erst. In Port-Said verkaufte uns nämlich der saubere Kapitän Wolff seinen Kahn unter den Füßen weg und wir saßen ohne Schiff mit Hab und Gut auf dem Trockenen.

Das reichte uns. Wir beschlossen, per Auto die Expedition fortzusetzen. Weil in Ägypten aber kein brauchbares Motorfahrzeug für diesen Zweck aufzutreiben war, fuhr ich auf dem kürzesten Weg heim und holte meinen Expeditionswagen.

Mit diesem fuhren wir dann zum Roten Meer. Er blieb allerdings in der Nähe der Pyramiden auch noch einmal im Flugsand stecken. Wir wurden von Kamelreitern der ägyptischen Armee «gerettet» und der Wagen abgeschleppt.

Nach dieser Expedition beschloß ich, in Zukunft allfällige Schiffe, die dem selben Zweck dienen sollten, selber zu führen. Im Jahre 1944 hatte ich bereits das Schweizerische Schiffahrtspatent erworben, das mich berechtigt, alle Arten von Schiffen zum gewerbsmäßigen Personentransport zu führen. Nachdem ich mehrere Jahre auch auf Meerschiffen als Matrose gefahren war und mich heraufgearbeitet

hatte, gelangte ich schließlich auch zum englischen Kapitänspatent. Der Kapitän zur See wird dort Master genannt. Damit war ich in der Lage, auch Schiffe zur See zu führen. Um in den Englischen Offiziersklub aufgenommen zu werden, mußte ich dort vor den Mitgliedern – quasi als Dissertation – einen einschlägigen Vortrag halten. Mein Thema lautete: «Über den Sextanten zum Beering-Kompaß».

Für das Patent brauchte es Fähigkeitsausweise von mindestens drei schiffahrenden Nationen. Ich konnte solche von England, Frankreich, Syrien und Ägypten vorlegen.

Das Schützenfest in der Wüste

Die Heimreise von der Expedition ans Rote Meer gestaltete sich fast ebenso abenteuerlich wie die Hinfahrt. Sie führte uns von Ägypten durch ganz Nordafrika bis nach Tunis.

Auf der «Rommelstraße» liegt vom Krieg her noch immer altes Eisen in Massen. Es zerschneidet an den Autos die Pneus. Die Minen sind von der Straße entfernt worden. Dieser entlang gibt es aber noch überall solche. Dort, wo sie vermutet werden, sind die Stellen mit Drahtgeflecht markiert. Bleibt man auf der Straße, besteht kein Risiko in die Luft zu fliegen. Im Gegenteil, die Luft fliegt weg. Dann nämlich, wenn man Eisen eingefahren hat und der bockende Pneu den erreichten Tiefstand anzeigt.

Eines Nachts – es war genau um Mitternacht – piff an unserem Wagen die Luft aus den Reifen. Ich hatte keine Reserven mehr. Wieder einmal mehr saßen wir fest. Derna war der nächste Ort, wo eine Reparatur ausgeführt werden konnte. Das war immerhin fast eine Tagereise entfernt. Wir hielten eine Camionette an, die Richtung Derna fuhr. Der Chauffeur erklärte sich bereit, zwei Schläuche und zwei Pneus mitzunehmen. Er komme in drei Tagen zurück. Sicherheitshalber hieß ich meine beiden Begleiter mitgehen beziehungsweise mitfahren.

Wer da nun glauben sollte, das hätte für die beiden so etwas wie eine kleine Vergnügungsextratour bedeutet, beweist, daß er die nordafrikanischen Ladevorschriften für Motorfahrzeuge nicht kennt. Macht auch nichts. Es gibt nämlich keine, und unsere Ladespezialisten würden vor Neid platzen, wenn sie sähen, was man alles auf so ein Fahrzeug stopfen kann. Dieses Camionettchen zum Beispiel hatte kei-

nerlei Sitzgelegenheit. Dennoch waren darauf untergebracht: sieben Frauen, acht Männer, zwei Kinder und rund zwanzig Geißen. Dazu kamen nun noch meine beiden Begleiter.

Dabei war das noch gar nichts besonderes. Tags zuvor hatten wir in einer Ortschaft von einem Jeep-Unglück gelesen, bei dem 30 Personen ums Leben gekommen waren. Wir hatten uns zunächst gedacht, ein Jeep sei vielleicht mit 100 km Geschwindigkeit in eine Versammlung gefahren und explodiert oder etwas ähnliches. In der Folge erlebten wir dann aber täglich, was man dem Allerweltsvehikel Jeep zumuten kann. Wir begegneten solchen, auf denen sage und schreibe 36 Personen mitfuhren. Rings um das Fahrzeug war – wie bei einem Schiff die Reling – ein Seil als Geländer befestigt. Auf der Motorhaube saßen acht bis zehn Personen, auf jedem Kotflügel etwa vier und der Rest im Fond. Da braucht man sich wirklich nicht zu wundern, daß es 30 Tote gibt, wenn so ein Fahrzeug irgendwo abstürzt.

Nachdem uns die Camionette verlassen hatte, war ich in der stockdunklen Nacht mit Wally, der einzigen weiblichen Teilnehmerin, die je an meinen Expeditionen mitmachte, allein auf der Rommelstraße zurückgeblieben. Der herrschenden Unruhen wegen war es nicht ratsam, abseits zu gehen. Wir beschlossen deshalb an Ort und Stelle zu bleiben.

Auf einmal flammte kaum dreißig Meter neben uns ein Feuer auf. Ringsum saßen eine Anzahl Araber, die Gewehre im Arm. Zweifellos hatten sie uns vorher gesehen und beobachtet. Es sah gefährlich aus. Schweigend starrten die Männer ins Feuer. Sie taten, als wüßten sie nichts von unserer Anwesenheit. Ich erlebte schon ähnliche Situationen und kenne die Eingeborenen einigermaßen. Daher ging ich zu ihnen.

«Saida!» (heißt soviel wie salam aleikum, der übliche Gruß der Araber). Ich wartete. Keine Antwort. Nicht einer der Männer sah auf. Sie ignorierten mich einfach, als wäre ich Luft. Ich traute der Sache nicht und sah mich um. Überall lagen leere, angerostete Blechkannister herum. «Kraftstoff der Wehrmacht» stand darauf. Überbleibsel der glorreichen Rommelarmee. Nun begann ich solche Bidons zu sammeln, stellte sie in der Nähe der Beduinen in einer Reihe auf, bis es ungefähr zwanzig waren. Ich bemerkte, daß die Araber, einer nach dem andern, zu mir hinüberschielten. Der Gwunder begann sie in die Nase zu ste-

chen. Ich stellte mich am einen Ende der Bidonreihe auf, zog den original Schweizer Armeevolver und schoß alle sechs Kugeln durch die Kanisterreihe. Darauf holte ich am andern Ende den letzten Bidon herbei und zeigte die sechs Ausschußlöcher wortlos den Männern am Lagerfeuer.

Der Bidon wanderte von Hand zu Hand. Als er die Runde gemacht hatte, erhob sich einer der Männer und schoß mit seiner Flinte in gleicher Weise durch die Kanister. Auch er holte den letzten und zeigte ihn mir. Es war ein weiteres Loch darin. Dann folgte der zweite Araber, der dritte und vierte, bis alle ihre Löcher in die Kanister geschossen hatten. Ich stellte die Ziele anders auf und schoß auf einzelne.

Jetzt war die Leidenschaft der Beduinen erwacht, und es hob in der malerischen Wüste zur Geisterstunde in stockdunkler Nacht ein fröhliches Schützenfest an. Unsere möglichen Gegner hörten nicht auf, bis sie alle Patronen verschossen hatten. Um die letzten Kugeln hätten sie sich fast noch gestritten und tauschten sie einander mit Zigaretten ab. Nachdem keine Kugel mehr aufzutreiben war, verabschiedete ich mich von ihnen in aller Herzlichkeit. Wir konnten nun ruhig schlafen, bar aller Furcht vor Rückenschüssen.

Die Shorts

Am andern Morgen erschien ein bis auf die Knochen abgemagertes Knäblein bei unserem Wagen. Die Kleider, die es trug, waren zerfetzt und durchlöchert. Wir schenkten ihm ein Paar Shorts. Mit Sicherheitsnadeln machten wir sie enger, bis sie einigermaßen paßten. Darauf lief das Büblein weg. Nach einer halben Stunde sahen wir es wieder heranschleichen, ganz vorsichtig. Vor dem Auto legte es etwas hin, worauf es wie ein Wiesel davonrannte. Wir fanden zwei warme Hühnereier, die es zum Dank mitgebracht hatte. Sie waren nur etwa ein Drittel so groß wie die unsrigen Eier, kaum größer als ein Taubenei. Es gibt dort keine größeren.

Am Mittag erschien der Vater des Kindes; und was für einer! Ein Hüne von rund 2,20 m Größe, hager und mit einem Auge. Das Fehlende war mit einer Haarsträhne verdeckt. Er trug ein Gewehr umgehängt. Wir nannten ihn «Hagen», weil er unserer Vorstellung von jenem wilden Helden aus dem Nibelungenlied frappant entsprach. Er bedankte sich für die

Hose, die wir seinem Söhnchen geschenkt hatten und lud uns zum Tee ein.

Nach einem kurzen Marsch durch die Wüste stießen wir auf die Siedlung. Unser «Hagen» war dort als Aufseher eines Steinbruchs angestellt und bezog 25 Piaster Taglohn (zirka Fr. 2.50). Sein zeltähnliches Haus bestand außen aus Sackleinwand, Tüchern und Blech, und wir waren gefaßt, allerärmlichste Verhältnisse anzutreffen.

Aber oha lätz! Das Innere glich einem Königspalast. Der Boden war bedeckt mit selbstgewobenen Berber-Teppichen. Darauf standen prunkvolle Möbel und Haushaltgegenstände, wie man sie in den Wigwams reicher Araber findet. Und dazwischen tummelten sich munter Geißen, Katzen und Hühner.

Der Tee, der uns vorgesetzt wurde, war herrlich, stark, gewürzt mit Wüstenmünze. «Hagen» erklärte feierlich, daß wir keinerlei Angst zu haben brauchten. Alle Araber der Umgebung seien verständigt.

Das merkten wir darauf auch gleich; denn sie kamen in Scharen, um von uns alle möglichen und unmöglichen Ratschläge zu erbiten. Am meisten interessierten sie sich für Kinderpflege und Mittel gegen Krankheiten. Einer wollte wissen, was man tun müsse, um Buben oder Mädchen zu erhalten. Andere wollten Ratschläge für die Haustiernpflege. Ein Mädchen kam mit einem großen Holzsplitter unter dem Daumennagel. Ich mußte den Nagel spalten, um ihn zu entfernen.

Nachts hielten die Beduinen Wache um unser Zelt. Sie weckten uns abwechslungsweise ungefähr alle zwei Stunden, um uns zu sagen, wir sollten nur ruhig weiterschlafen, sie hielten Wache.

In der nächsten Oase machten wir drei Tage Halt. Eine Schule in unserem Sinne gibt es dort nicht. Ein Wanderlehrer zieht von einer Siedlung zur andern und unterrichtet eine Zeitlang. Ein kleiner Bub kam zu mir und fragte, ob ich gut schießen könne. Wir seien doch Schweizer, dort habe doch der Wilhelm Tell dem Knaben einen Apfel vom Kopf geschossen. Auf die Frage, woher er das habe, erklärte der Schlingel, vom Lehrer.

Schweizer Autonummer als Lebensretter

Noch hatten wir Tunis nicht erreicht. Von Bengardans weg fuhren wir durch «heißes Gebiet».

Die Tunesier führten damals gegen Frankreich einen Guerillakrieg. Auf der Straße gab es überall Flugsand-Verwehungen, Sandzungen, Wächten, wie es sie bei uns im Winter vom Schnee gibt. Sie ragten weit in die Fahrbahn hinein.

Normalerweise hindert dieser Sand die schweren Autos nicht. Man durchschneidet ihn einfach mit großer Geschwindigkeit. Nun war aber bekannt, daß die eingeborenen Aufständischen große Steine in den Sand einwehen ließen, um damit die durchfahrenden Autos abzufangen. Die Wagen wurden von den Steinen unten aufgerissen und fuhren fest.

Kurz vor unserer Durchfahrt hatte es stark geregnet, weshalb wir durch solche «Sperrungen» nicht stark belästigt wurden. Man sah die Steine, ehe sie Schaden anrichten konnten. In einer Senkung, durch welche die Straße führte, hatte sich dagegen ein Wassertümpel gebildet. Als ich dort durchfuhr, spritzte das Wasser hoch auf und verursachte am Zündsystem Kurzschluß.

Wir saßen fest. Und wie aus dem Boden gewachsen, umringte plötzlich eine Rotte wild aussehender Araber unser Fahrzeug. Sie waren schwer bewaffnet mit Maschinenpistolen und andern Schikanen der menschlichen Vernichtungstechnik. Ich stieg aus und befahl meinen Begleitern drin zu bleiben und ja nicht die Türen zu öffnen. Die Araber sahen mich drohend an und ich hörte einen sagen:

«Dulu – dulu!», was soviel bedeutet wie «Mach ne kaput!» Mir war nicht mehr ganz geheuer. Meine männlichen Kollegen im Wagen hatten regelrecht den «Zitteri» in den Knien bekommen. Keiner war imstande, mir die Pistole aus dem Wagen zu reichen. Nur die Wally hatte die Fassung behalten und schob mir den Schießprügel unbemerkt zu. Ich war entschlossen, unser Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Der Anführer fragte mich über woher und wohin und wer wir seien aus. Auf einmal kam einer der Araber hinter dem Wagen hervor und flüsterte dem «Kommandanten» etwas zu. Dieser ging nach hinten und betrachtete unser Nummernschild. Darauf trat er zu mir und fragte nun in gebrochenem Englisch:

«Red Cross?»

«Yes, yes, swiss!» sagte ich sofort den rettenden Strohalm ergreifend.

Die Miene des Anführers hellte sich merklich auf.

«Red Cross!», sagte er zu seinen Leuten gewandt und zu mir: «Ta-man, ta mamam getir!» – heißt ungefähr, gut, sehr gut). Darauf streckte er seine Hände aus und legte beide Zeigefinger nebeneinander, das Zeichen der Freundschaft. Wir konnten weiterfahren und erreichten ungeschoren Sfax.

Dort glaubte man uns nicht, daß wir von Ben-Gardans kämen und staunte uns an wie eines der sieben Weltwunder. Vor uns waren nämlich auf dieser Strecke drei Citroen mit sechs Männern und Frauen und einer Anzahl Kinder ermordet worden.

Und nochmals zu den Sirenen

Meine Weltreisen brachten mich fast in alle heißen Zonen der Erde: Matto-Grosso (Südamerika), Madagaskar, Tschadseegebiet, Sudan, Abessinien (Afrika), Klein- und Groß-Asien, Borneo, Celebes usw. Zur Zeit bin ich daran, eine neue Expedition zu starten. Wie schon oft, habe ich mir auch diesmal vorgenommen, daß es die letzte sei. Vermutlich bleibt sie es auch, denn gesundheitlich werde ich nachher kaum noch solche Strapazen auf mich nehmen können.

Diese «letzte» Expedition gilt nochmals dem Roten Meer und zur Hauptsache den Sirenen. Ich will versuchen, doch noch eine – und zwar wenn möglich ein Weibchen – zu fangen. Für die Hinfahrt, habe ich in der Schweiz eine Zweimast-Segeljacht mit Motor erworben. Sie wird durch den Rhein-Rhone-Kanal, der bei Hüningen unterhalb Basel in den Rhein mündet, nach Marseille geschleust. In Korsika ist ein Zwischenhalt vorgesehen. Dort soll die Yacht mit zusätzlichen Bordaufbauten ausgerüstet werden. Der Film, der gedreht werden soll, entsteht in Farben. Ich hoffe, daß ihm diesmal mehr Erfolg beschieden sein wird.